



A b e n d =

Z e i t u n g.

6.

Donnerstag, am 7. Januar 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Die Schatzkammer des Ynka.

(Fortsetzung.)

Lange waren Beide in der Höhle herumgewandelt, als Francesco ungefähr in doppelter Mannshöhe eine Felsplatte in Gestalt eines Altars erblickte. Von ihr aus lief eine in den Fels gehauene Treppe aufwärts und durchbrach die Decke der unterirdischen Schatzkammer. Eine starke Kette von lauterem Golde lief von dem Balkon nach der Eingangsthüre, eine zweite nach einer an der gegenüberliegenden Seite in der Felsenwand befindlichen Fallthüre, die, wie es schien, in Rollen und Kloben ging, und somit von dem Altar aus leicht in Bewegung gesetzt werden konnte.

Zu was dient der Balkon in jener Höhe? — fragte Francesco unbefangen aber neugierig den Alten.

Um die Höhle mit einem Blicke überschauen zu können und — noch zu etwas Anderem! erwiderte Jener.

Und jenes Thor? — Was ist hinter jener Fallthür?

Der Tod! rief Yupanqui mit einem gräßlichen Lachen, von welchem das Gewölbe widerhallte.

Francesco fragte nicht weiter, sondern folgte still seinem voranschreitenden Begleiter, der ihn auf dem Wege, auf welchem sie gekommen waren, wieder aufwärts führte.

Bleibe jetzt bei Rуста Rока, Jüngling! — hob Yupanqui an, als Beide wieder durch das stille Gartenplätzchen nach der Laube schritten — In wenig Minuten hole

ich Dich zur Abfahrt nach dem jenseitigen Ufer des See's, wo Du den Raum des Lösegeldes abzustecken hast.

Mit Freuden gehorchte Francesco dem so angenehmen Gebote, und wie es schien, war auch der schönen Peruanerfürstin die Anwesenheit des jungen Spaniers nicht unangenehm. Sie hatte tausend Dinge über Francesco's Heimaland, seine Gefährten, deren Hab- und Blutgier zu fragen und schloß damit, daß sie von der Wahrheit, daß es nicht durchaus ein Heer böser Geister sey, die ihr Vaterland überfallen hätten, mehr als je überzeugt wäre.

Dem jungen Manne dünkte die Zeit der Unterredung sehr kurz, als Yupanqui ihn abholte, um nach dem andern Ende des See's zu schiffen. Ein in einer Felsenschlucht verborgen gehaltenes Kanot nahm inzwischen Beide nebst zwei Ruderern auf, und in einer halben Stunde war man am andern Seeufer. Francesco steckte hier den vorgeschriebenen Raum mittels langer Stäbe ab, und entschloß sich nur auf Zureden des Alten, dieß nach einem größeren Maßstabe zu thun als erforderlich war, und, wie er meinte, Pizarro verlangen könnte.

Kaum waren Beide nach ihrem Aufenthaltorte zurückgekehrt, als Francesco mit Erlaubniß des Greises wieder zu Rуста Rока eilte. Das Mädchen schien dieß erwartet zu haben, denn es sagte unserm Freunde unverhohlen, daß es dem Kanot schon lange entgegengeblickt habe. Während nun Rока dem jungen Spanier erzählte, daß sie die einzige legitime Tochter des Ynka sey, daß man zwar Utahualpa den Vorschlag gemacht habe, sie nach den inneren Gegenden der Cordilleren zu bringen, daß aber ihr Vater auf drin-

gendes Bitten ihr erlaubt habe, in diesem sicheren Verwahrungsorte in der Nähe zu bleiben, um sich nach seiner Freilassung so bald wie möglich mit ihm wieder vereinigen zu können, sah Francesco bereits mehrere mit Schätzen beladene Rähne über den See nach jener Gegend schiffen, wo er eben hergekommen war. Auf diese Weise ging der erste Tag des Aufenthaltes des jungen Spaniers in dem so eigenthümlichen Verstecke zu Ende. Noch zwei ähnliche Tage folgten dem vergangenen. Da nun Francesco diese fast durchgehends in der Nähe der jungen Peruanerin zubrachte, so konnte es nicht fehlen, daß deren Schönheit, Lieblichkeit und Unschuld einen solchen Eindruck auf den Jüngling machten, daß er nur mit Schrecken an den Augenblick des Abschiedes dachte, der, wie Yupanqui ihm meldete, mit Anbruch des kommenden Morgens eintreten mußte. Auch Rosta Roka war von den Worten des Alten sehr ergriffen, sie schrak sichtlich zusammen und brach endlich in heiße Thränen aus.

Wir werden uns nimmer wieder sehen! — lächelte sie, als Yupanqui Beide auf einen Augenblick verlassen hatte — Siegt Dein Volk, so fliehen wir in die tiefsten Gebirgsschluchten, wo Niemand uns erreicht, siegt das meine, so werdet Ihr über das salzige Wasser zurückgetrieben. — Es ist nicht der Wille des Herrn der Himmel, daß wir uns je wieder erblicken sollten! schloß sie, sanft weinend.

Francesco war nicht so tief erschüttert gewesen als er sein Heimatsland verließ, um über ein fast noch unbekanntes Meer zu schiffen, als bei Anbruch des folgenden Tages, wie er vor Rosta Roka trat, um ihr zum Abschiede die Hand zu reichen. Als aber jetzt das Mädchen, ihrem Schmerze freien Lauf lassend, die thränenvollen Augen mit der Hand bedeckte und keines Wortes mächtig war, da stürzte der Jüngling wie außer sich zu ihren Füßen, drückte Rosta's Hand an seine Lippen und folgte, kaum sich selber bewußt, dem Alten nach dem Einschiffungsplatze. Noch lange sah Francesco auf der Spitze eines Felsens Rosta Roka stehen, wie sie ihm mit einem weißen Tuche zuwinkte. Er ließ als Antwort seine rothe Schärpe im Winde fliegen, so lange er die geliebte Gestalt erblicken konnte. —

An Ort und Stelle angekommen, fand Francesco innerhalb der von ihm bezeichneten Grenzen ein ungeheures Bierock goldener Gefäße, Platten, Barren und Geräthe aller Art aufgehäuft, und eben langte eine Schaar von mehr als zweihundert Peruanern an.

Sie kommen aus den nahen Schluchten der Anden! — sagte Yupanqui, als Francesco's Auge fragend auf ihnen ruhte — Sie sind die Träger dieser Schätze. Sie werden das Gold in die Höhle des metallhungrigen Wolfes bringen. Keiner dieser Männer weiß, woher es kommt,

keiner kennt die Schatzkammer des Inka; aber konnten sie auch solche, sie ließen sich eher in Stücken reißen, ehe sie etwas entdeckten. — Dieß hier, — schloß der Alte — ist Dein Lohn! — Er zeigte auf einen Haufen Goldbarren.

Behalte Dein Gold! Kein Wort davon! rief Francesco rauh, fast erbittert. — Es klebt Königsblut daran! Uebrigens — schloß er sanfter — hast Du nur einen Schatz, den ich besitzen möchte, und dieser ist für mich unerschbar.

Verwundert und seine Worte nicht fassend, sah Yupanqui den Jüngling an.

Du bist kein guter Mensch! — sprach er endlich — Möge das Auge der Sonne stets freundlich auf Dich herabniederblicken.

Still stieg jetzt der Alte in das Kanot und segelte ab. Die Indianer stürzten sich auf das Gold, beluden sich damit, und fort ging der Zug. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Paris von einem Beduinen an eine Beduinin.

(Fortsetzung.)

Bilde Dir nicht ein, liebe Fatime, Du seyst eine Sklavin und die Christin, die Europäerin, frei. Die Mode macht sie zur Sklavin. Während Du in Deinem Harem oder als Beduinin in Deinem Zelte des Tribu gebietest, selbst wenn Du von Deinem Gemahl wie eine Waare gekauft worden, buhlt und fleht hier die Ungläubige um der Männer Gunst, dahlt mit ihren Reizen, kolettirt und verkauft sich auf eine andere indirecte Weise, dort als Tänzerin oder Sängerin, hier als Grisette oder gewöhnliche Courtisane. Es gibt keine Weibermärkte unter den Christen, wie in Cairo und Tunis, wo die Schönen wie Menagerie-Thiere in Behälter gesperrt und den Liebhabern gezeigt werden, aber es gibt öffentliche Bazare, in denen ein noch viel schändlicherer Leihhandel mit den armen Sklavinnen getrieben wird, Mont de pieté ist, wie ich glaube, ihr Name.

Hiermit wollte ich Dir beweisen, daß das Loos unserer Sklavinnen nicht so hart ist als das der christlichen; ich bewähre Dir durch das Folgende, daß das unserer Frauen und Huldinnen dem der ihrigen nicht minder vorgezogen werden muß.

Der Koran gebietet uns, die Frauen zu schätzen und zu lieben, er gestattet uns eine Oberherrschaft mit der Be-

dingung, keine Tyrannet über sie zu üben. Was lehrt dawider der Musti der Christen in Rom? Nichts weniger als eine absolute Unterthänigkeit des Weibes oder eine dem Himmel geweihte Tugend. Der Koran erlaubt die Vielweiberei und die natürliche Inclination, die Bibel befiehlt eine ewige, unauf löbliche Fessel oder Klostergeübde und Anachoretenthum. Wo ist in diesem Betracht der Vortheil? Endlich führt die Beduinin ein einfaches, idyllisches und die Fellahinin ein glückliches Bürgerleben inmitten ihrer Familie, unterdeß die hiesigen Weiber vor lauter Galanterie, Mode und Nichtsthun nicht dazu kommen, immerdar verurtheilt sind, sich anzukleiden, zu lesen, zu musciren und Gesellschaft zu empfangen. Dieß ist eine echte Sklavinnen-Glückseligkeit, wie sie unsere Haremsgöttinnen genießen.

Die armen Leute müßten in diesem Lande am glücklichsten seyn, wenn sie allein darin wären und nicht von den höheren Ständen belästigt würden. Sie scheinen mir am natürlichsten.

Ich habe, seit ich Dir das letzte Mal schrieb, außer der besagten Soirée noch mehrere öffentliche Häuser, insbesondere die Cafés, besucht, da ich als Orientale dieses Getränk am wenigsten entbehren kann. Einige derselben gleichen an Eleganz mehr einer Sultanswohnung als einer Schenkboutike, man riskirt, darin durch die Wände zu laufen, weil sie lauter Spiegelglas sind und andere Zimmer verrathen, um vor der Wirthin, welche auf einem goldenen Throne sitzt, wie vor einer Königin in den Staub zu sinken. Die Lokale unterscheiden sich von den Kaffeehäusern des Orients noch außerdem durch die Einrichtung, denn hier ist es nicht Sitte, sich bequem auf die Polster und eine lange Pfeife vor sich auszustrecken. Anstatt des Tabaks genießen die Leute Papier, anstatt des Rauchs Journale. Fragt sich, welches von beiden dem Geiste am zuträglichsten ist.

Da die Weiber, wie ich Dir bereits sagte, hier herumgehen dürfen, so trifft man sie in den Kaffeehäusern sowohl als im Theater. Wenn sie nicht zu der leichtfertigen Klasse gehören, begleitet sie der Mann oder ein Anverwandter. Man hat mir gesagt, die wenigsten davon sind Pariserinnen und ein großer Theil derselben gehört der englischen und deutschen Nation, die beide ganz gewaltig in die französischen Thorheiten verliebt sind. Der Dragoman hat mir eine Extravorstellung des eigentlichen Pariser Pöbels in einem Khan der Vorstadt versprochen, die nur bloß des Sonntags Statt findet.

Wie mir dünkt, ist diese Zeit die eigentliche Saison, in der die Menschen der Nachbarländer hierherkommen. Ueberall begegnete ich Physiognomien, die nichts weniger als das französische National-Gepräge verrathen. Mein Führer hat eine eigene Art, dieselben zu klassificiren, die ich mir gemerkt habe. Er sagt, diejenigen, die rothe Nasen hätten, das seyen Engländer, und diejenigen, die ungekämmtes Haar und staubige Röcke trügen, das seyen Deutsche. Die Russen erkennt er an ihren runden Augen, die Italiener am Hute, die Spanier am Schnurrbarte und die Schweizer an der Grobheit und Ehrlichkeit, zwei unzertrennliche Tugenden.

Ich muß heute Abend den Catlak mit Säbeln tanzen und eine neue Uniform dazu anziehen. Erwarte die Fortsetzung dieser Reflexionen wie meine anderen Briefe. Allah sey mit Dir und unserm ganzen Tribu.

Mohammed al Kamouky.

Charade.

Wenn man's nur ganz so schreibt, so ist's ja einerlei,
Ob's abgetheilt auch nicht wie's sonst gewöhnlich sey;
Erlaubt Ihr dieß — es wär' um's schöne Wort sonst Schade —
So geb' ich Euch die folgende Charade. —
Dreisyhlig ist sie, und obgleich gelehrt,
Wenn man den Klang mit feinen Ohren hört,
Doch so gemein geworden, daß gar Viele
Sie täglich nennen auf dem Dorf beim Spiele.
Jedoch des Wortes wahrer Sinn fürwahr
Wird selten selbst dem Philosophen klar,
Und doch muß Alles, was wir nur beginnen,
Dadurch erst Gang und Ordnung sich gewinnen.
Die erste Sylbe nun ist ein Getränk,
Des schon die ält'ste Zeit mit Freuden eingedenk,
Und das an Weines Statt bei frohen Fester.
Der wackre Deutsche gab gar oftmals seinen Gästen,
Auch jezo wird es noch wohl hier und da gebraut,
Ob man es gleich nicht mehr in den Palästen schaut.
Der zweit' und dritte n Klang hat oft dem Erdenthäl

Euch schon entückt, hinauf zum hohen Sternensaal,
Auf seinen Flügeln hebt der Geist sich über Welten,
Doch echt gelingt fürwahr das Kunstwerk nur sehr selten,
Und Mancher, der darauf zur Sonne wollt' gelangen,
Ist so, wie Ikarus, im Wasser untergangen. —

Jh. Pell.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Frankfurt a. M.

(Beschluß.)

Unser Museum scheint in diesem Winter wieder einen Schritt heruntersteigen zu wollen. Man fühlt es, daß der geistvolle und kräftige Anton Kirchner nicht mehr an der Spitze steht. Schülerhafte Arbeiten und höchst gehaltlose Declamationstücke, vorgetragen von ambulanten Winkelkünstlern, drängen sich ein, und drohen, die Oberherrschaft zu gewinnen. Gedichte von Dr. J. C. Rousseau sind beifällig aufgenommen worden. Der Name Ferd. Freiligrath war der Stern der letzten Museen; ein genialer, junger Dichter, der zu den Wenigen, zu den Seltenen gehört, die in Idee und Form neu zu seyn vermögen. Sein Name sey mit Ehren bezeichnet. — Auch Aufsätze von Berly werden gern gehört. — Unter den jüngst ausgestellten Portraits von hiesigen Malern zeichnete sich dasjenige der Schauspielerin Benesch aus, gemalt von dem eben so talentvollen als geachteten Künstler Herrn Kausch dahier. Ein Hauptverdienst unsers Museums bleibt es, daß es uns die herrlichen Symphonieen von Mozart, Beethoven, Haydn u. s. w. durch das hiesige Orchester vorsühren läßt. Das Schöne altert nicht. —

Die Gewerbeausstellung ist diesmal reicher und besser ausgefallen als jede frühere. In Frankfurt a. M. spukt der Kunstgeist noch gewaltig und dadurch wird jedes allgemeinnützliche Bestreben sehr gehemmt; Kleinliche Bedenklichkeiten und Rücksichten aller Art werden vorgebracht. So ging es auch dieß Mal. Der Eine hatte dieß, der Andere jenes einzuwenden; man hörte Einwürfe, die an's Lächerliche grenzten. Die Vorsteher des polytechnischen Vereins ließen sich aber nicht irre machen, beseitigten alle Schwierigkeiten und stehen jetzt am ersehnten Ziele. Ein glücklicher Einfall des Vorstehers war es, die werthvollsten Gegenstände der Ausstellung anzukaufen und verlosen zu lassen. Diese Lotterie findet großen Beifall; sie muntert die Exponenten auf, indem sie ihnen Käufer verschafft und ihren Kunstfleiß belohnt; sie zieht das große Publikum zu diesen Gewerbeausstellungen hin und erweckt für sie persönliche Theilnahme. Für Frankfurts Gewerbetätigkeit und Kunstfleiß läßt sich jetzt um so Erfreulicheres hoffen, als an der Spitze dieses Vereins sehr achtbare und einsichtsvolle Männer stehen.

In der Kunsthandlung des hiesigen Lithographen Hrn. Vogel ist kein Blatt erschienen, welches ein Meisterstück genannt werden darf und den Beifall aller Kenner in vollem Maße errungen hat. Dieß Bild, den Kaiser Napoleon unter seinen Generalen darstellend, ist von D. Montan gemalt und von Marin-Lavigne auf Stein gezeichnet. Der lithographische Druck ist tadellos. Da alle Köpfe auf diesem Bilde sehr getroffene Portraits sind, so gibt dieser Umstand demselben außer dem künstlerischen auch noch einen historischen Werth.

Heute, am 18. Decbr., hielt das Museum seine letzte Sitzung vor 1836. Der Vorstand erklärte officiell, daß das Museum weiter nichts mehr sey, als eine declamatorisch-musikalische Abendunterhaltung, und die Schuld davon trage — unser Herrgott. Uebrigens sprach der Vorstand in derben, von der Gesellschaft mit Recht höchst mißfällig aufgenommenen Worten den Wunsch aus, eines ihm, wie

er sagte, höchst lästigen Amtes enthoben zu werden. — Das heißt man aufpochen! — Und wenn man nun so grausam wäre, diesen Herrn beim Worte zu halten?! —

Aus Paris.

Am 24. December 1835.

Dla Bull.

Was ist aus Paganini geworden? Lebt Paganini noch? Ich bin deshalb sehr unruhig und frage Jedermann, ob er nichts von einem Virtuosen gesehen hat, der eine spitze Geiernase, große Falkenblicke und rabenschwarzes deutsches Studentenhaar hat? Der Mann trug bei seiner Entweichung lange, schlenkerige Drangoutang-Arme, zwei Säbelbeine mit breiten Extremitäten, eine Marat's-Weste mit großem Kragen und einen schwarzen Frack mit dito Beinleidern. Er hörte auf den Klang des Geldes und gewann von den Engländern einige Millionen, die ihm in Genua die Cholera zuzogen.

Genug davon. Wenn sich der Ritter Nicolo Paganini nicht innerhalb Monatsfrist in der Pariser Académie de musique, meinem Hotel gegenüber, stellt und durch seine obbeschriebene Figur sonnenklar beweist, daß er nicht verschollen sey, so werde ich öffentlich bekannt machen, daß ein junger Norweger, Namens Dla Bull, der ein angstverursachendes Genie wie ein Komet ist, in dessen Rechte beim Publikum trat und für sich allein die zukünftigen Millionen der britischen Enthusiasten in Beschlag nimmt.

Dla Bull hat nun zwei Concerte in der Oper gegeben. Dla Bull ist der größte Herenmeister auf der Geige, den Erfinder derselben ausgenommen, der Mephistopheles, Belzebub, Satan, oder profaisch: der Teufel heißt. Ich habe am Ende noch mehr Respekt vor Bull als vor dem Teufel, weil dieser Schwede ein lieber, blonder, blaudäugiger, guter Junge, ein melancholischer, liebender, irrender Reisender ist, der, wie alle Genies, viel schwere Noth und schlechte Menschen, Reid, Haß und Reichthum zu bekämpfen hatte.

Dla Bull hat noch kein Geld gehabt, um sich Lobredner in Paris zu dingen, wie es so herkömmlich ist, er hat den Journalisten nicht Diners noch Geschenke, den Weibern nicht schöne Worte gemacht, denn dazu war er zu schwedisch, zu deutsch, zu einfach, zu unvermögend — und zu ehrlich. Und weil ich das nun weiß, weil ich das nun sehe, und weil ich in Neapels San Carlo schon Gelegenheit hatte, sein Genie zu bewundern, darum eile ich, der Erste zu seyn, der Deutschland mit dieser neuen Erfindung eines Paganini bekannt macht.

Sie werden erfahren, daß ich Bull nicht nach Verdienst lobte, indem ich ihn als alter ego und Erben Paganini's vorführte. Paganini war nie im Stande zu spielen, was Bull spielt, Bull verschmäht es, zu spielen, was Paganini spielte, und schadet sich dadurch. Nichts desto weniger war der Enthusiasmus in dem gestrigen zweiten Concert ein wenigstens eben so großer als derjenige, den ich beim letzten Paganini'schen Auftreten bemerkte. Das Publikum war Ohr und That verlegen ob dem Neuen, Schönen, das man ihm darbot. Zuletzt hatte es empfunden, daß dasselbe eben so außerordentlich als schön sey.

(Der Beschluß folgt.)